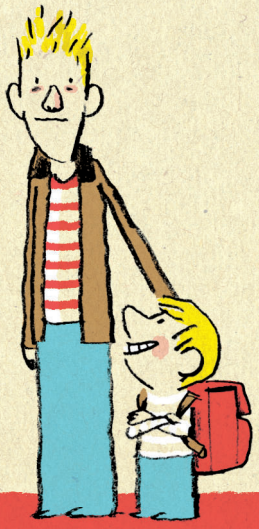
JESS JOCHIMSEN

»Krieg ich schulfrei, wenn du stirbst?«



Geschichten von einem chaotischen Grundschüler und seinem Rabenvater

dtv

Jess Jochimsen

»Krieg ich schulfrei, wenn du stirbst?«

Geschichten von einem chaotischen Grundschüler und seinem Rabenvater

Mit Illustrationen von Jörg Mühle

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jess Jochimsen sind im Deutschen Taschenbuch Verlag außerdem erschienen:

Das Dosenmilch-Trauma (dtv 20370)
Flaschendrehen (dtv 20568)
DanebenLeben (dtv 21034)
Bellboy (dtv 21402)
Was sollen die Leute denken (dtv 14048)

Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Originalausgabe 2012
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Illustrationen und Umschlaggestaltung: Jörg Mühle
Satz: Regina Leonhart, Freiburg
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34715-0

Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.

Johann Wolfgang von Goethe

Inhaltsverzeichnis

Die Sache mit dem Rückenmark	9
Was die Großmutter noch wusste	12
Wehret den Anfängen	18
Von mir hat er das nicht	21
Ägypten im Kinderzimmer	25
Die Spielplatz-Eltern	28
Sprechen, Laufen, Schlafen	32
Trinken	36
Kleine Einführung in den Kapitalismus	39
Eine Frage der Technik	42
Kindermund tut Wahrheit kund	46
Die Schatzinsel	50
Schönheit und Schrecken des Ferienendes	53
St. Martin auf Umwegen	57
Kleine Kunde von Neid und Missgunst	61
Vom Glauben abfallen und zurück	64
Am Anfang war das Bild	68
Das böse »i«	72

Aufräumen und Urlaub 75
Piratdeketiv 78
Zwei Wochen im Herbst. Ein Tagebuch 81
Wer solche Freunde hat ... 85
Familienpolitik 89
Mit Sicherheit 92
Sein schönstes Ferienerlebnis 96
Die Beschneidung 100
Behinderten-Kick 104
Blöde Eltern 107
Eine Kuh namens Albert 111
Traurige Tage in F. 115
Weihnachten damals und heute 121
Schlachtgesang des Rabenvaters 124
Hier spricht Tom 128
Bankenkrise 132
Wenn Eltern sprechen 136
Bio, Geo, Thüringen 140
Nur falsche Kleidung 145
Splitter zur Fastenzeit 149
Zum guten Schluss 153
Nachwort und Dank 157

Für Moritz und Anton

Die Sache mit dem Rückenmark

Mein Sohn Tom schießt den Vogel ab. Ich habe einen Hexenschuss und jammere, wie nur Männer es können, aber keiner hat Mitleid.

Meine Mutter: »Stell dich nicht so an!«

Meine Frau: »Wer hat denn behauptet, dass er den Schlafzimmerschrank locker alleine aufbauen kann?«

Mein Arzt: »Sie sollten nicht so schwer heben.«

Tom jedoch sagte: »Du hast wahrscheinlich zu viel ongarniert, davon schmilzt das Rückenmark.«

»Ich habe bitte was?«

»Zu viel ongarniert. Hat der Paul in der Schule erzählt. Wenn man das macht, kriegt man Kreuzschmerzen, weil das Rückenmark schmilzt. Was ist denn das überhaupt?«

»Das Rückenmark? Das kann ich dir erklären, mein Sohn.«

Und noch bevor er etwas sagen kann, halte ich ihm einen atemlosen Vortrag über jenen Teil des zen-

tralen Nervensystems, der eine ganze Menge könne, aber nicht schmelzen, ein ausgemachter Unsinn sei das, und überhaupt solle er nicht alles glauben, was der Paul sagt, weil der nämlich von nichts eine Ahnung habe, und vom Ongarnieren schon gleich zweimal nicht, und abgesehen davon seien meine Schmerzen muskulärer Natur, wegen des gottverdammten Schlafzimmerschrankes, und jetzt raus!

Mein Sohn zieht verdattert von dannen und ich werde nachdenklich. Manche Dinge sind einfach nicht totzukriegen; schon zu meiner Zeit wurde man blind oder wahlweise blöd »davon«, und auch der »Rückenmarksschwund« fand häufige Erwähnung. Aber ein für alle Mal: Mit »Ongarnieren« hat das alles nichts zu tun.

Wobei das Wort schön ist, ich schlage es hiermit der Gesellschaft für Deutsche Sprache (die ihren Sitz aus unerfindlichen Gründen in Mannheim hat) als Neuerfindung vor: »*Ongarnieren* ist skandinavischen Ursprungs und bezeichnet die Illusion, hässliche schwedische Möbel eigenhändig montieren zu können; zieht Schiefhängen des häuslichen Segens und der Bandscheiben nach sich.«

Und jetzt ernsthaft: Irgendwann wird das »Rückenmark«-Thema wieder aufkommen, nicht sprachlich hoffentlich, sondern in Form von Flecken auf der Bayern-München-Bettwäsche meines Sohnes. Und ich weiß nicht, was ich dann schlimmer finden werde, die Flecken oder die Bettwäsche.

Allein, ich werde das tun, was aufgeklärte Eltern tun sollten: ohne weitere Worte das Laken abziehen, es in die Waschmaschine schmeißen und ein neues holen – aus einem Schrank, den ich einst unter Schmerzen ongarniert habe.

Eine Frage der Technik

Es gibt Tage, vor denen man sich als Vater fürchtet; zum Beispiel der Tag, an dem der Sohn die Welt der technischen Geräte entdeckt.

Und ich meine damit nicht den Tag, als mein Sohn Tom versuchte, eine Scheibe Toastbrot in den CD-Spieler zu stopfen – das hat er gemacht, als er zwei Jahre alt war. Nein, ich meine den Tag, an (und ab) dem er die Geräte *benutzte*.

Aber man kann das nicht verhindern. Im Gegenteil. Die Kinder müssten einen »souveränen Umgang mit Technik« erlernen, hat die Lehrerin gesagt.

Tom hat das Lernziel bereits erreicht: Er ruft seinen Freund Paul mit dem *Telefon* oder gerne auch mit dem *Handy* an, wenn er mit ihm spielen will; er spielt am *Computer,* wenn Paul nicht kann; er macht den *iPod* lauter, wenn er überhören will, dass er ins Bett muss; er stellt den *Wecker* aus, wenn er nicht aufstehen möchte.

Ziemlich souveräner Umgang mit Technik ...

Es war also nur eine Frage der Zeit, dass er wissen wollte, *wie* die Geräte funktionieren. Und vor diesem Tag habe ich mich am meisten gefürchtet, dem Tag, da Tom fragt: »Papa, wie geht Radio?« Oder: »Papa, wie kommen die Menschen auf den Bildschirm?« Ich weiß so was nämlich nicht. Und ich kann das also auch nicht erklären. Ich gehöre zu den Menschen, die wollen, dass Technik funktioniert, ich will nicht wissen, *wie!*

Die Frage, mit der Tom mich dann konfrontierte, war die schlimmste überhaupt: »Papa, wie funktioniert ein Fax?«

Ausgerechnet das Fax! Faxen ist Zauberei!! Man steckt ein Blatt Papier ins Gerät, und obwohl es dableibt, kommt es woanders wieder raus ... Unmöglich. Faxen kann man nicht erklären!!!

Hätte Tom nicht mit dem Telefon beginnen können? Vielleicht hätte ich da was gerissen? Ich hätte von »Schallwellen« reden können und dann zwei Joghurtbecher als Trichter mit einer Schnur verbunden. So hat mein Vater das einst gemacht und ich war sehr beeindruckt. Aber nein, das Fax musste es sein! Steck mal ein Blatt Papier in den Joghurtbecher ...

»Tut mir leid, mein Sohn, ich weiß es nicht.«

Es tut weh, wenn man als Vater versagt.

Dann fiel mir aber der »souveräne Umgang mit Technik« wieder ein.

»Weißt du was, Tom«, sagte ich, »zumindest, wie man das Faxgerät *bedient,* kann ich dir zeigen. Wir schicken Paul ein Fax. Und fragen, ob sein Papa das nicht erklären kann, ... weil der ist Informatiker.«

Gesagt, getan. Tom passte genau auf, wie rum man das Blatt einlegen muss, welche Nummer man wo eintippt und so weiter. Alles klappte.

Und dann warteten wir. Wir warteten lange.

»Das dauert halt«, sagte ich, »Faxen ist ... eine altmodische Technik.«

Mir war auch klar, dass Pauls Papa nicht ständig am Fax steht, aber ich wollte Tom die Freude nicht verderben. Also schickte ich Pauls Papa irgendwann heimlich eine SMS, er solle mal in sein Fax schauen. Prompt bekamen wir Antwort, Tom solle einfach rüberkommen, faxte Pauls Papa zurück.

»Um sechs bist du wieder da«, sagte ich noch, und dann grämte ich mich, dass nun ein anderer Vater von meinem Sohn bewundert werden würde. Ich grämte mich lange. Sehr lange. Dauert halt, dachte ich, so ein Fax ist nicht so schnell erklärt, auch wenn's eine altmodische Technik ist.

Erst um halb neun kam Tom nach Hause.

»Und?«, fragte ich.

»Was und?«

»Äh, ... was ist nun mit dem Fax?«

»Pauls Papa hat gesagt, es reicht, wenn man's bedienen kann.«

»Und das hat bis jetzt gedauert?«

»Nö. Wir haben dann noch Computer gespielt.«

»Dann hättest du aber Bescheid sagen müssen, dass es später wird.«

»Hab ich doch. Guck mal in deine E-Mails.«

Es gibt Tage, vor denen fürchtet man sich als Vater zu Recht.

Kindermund tut Wahrheit kund

Nach einer gefühlten Ewigkeit kommt demnächst meine Tante Gundel mal wieder zu Besuch. Gundel ist reich, aber geizig, und ihren Besuchen haftet immer etwas Schwieriges an. Ich weiß das so genau, weil mein Sohn Tom bei Gundels letztem Besuch gerade sechs geworden war, und ab dem Alter von sechs Jahren werden Kinder zum Lügen erzogen, schließlich müssen sie dann überall Eintritt bezahlen.

»Pass mal auf«, sagte Tante Gundel zu Tom, als wir seinerzeit an der Kasse des Tierparks anstanden, »und merk dir das gut: Wenn dich der Mann am Ticketschalter fragt, wie alt du bist, dann sagst du, du bist fünf, ja?«

Tante Gundel bezahlte den Eintritt, der Mann am Schalter fragte Tom nicht nach seinem Alter, also musste Tom auch nicht antworten. Glück gehabt, dachte ich, denn ich bin mir sicher, Tom hätte »sechs« gesagt. Weil er stolz war, sechs zu sein, außerdem

können Kinder nicht lügen. Das weiß jeder, das wissen auch Tierparkeintrittskartenverkäufer, aber dieser war einfach nett, glaube ich, und wollte Tom die Pein des Flunkerns ersparen.

Tante Gundel freute sich auf jeden Fall über den gelungenen Coup und spendierte Tom zur Belohnung ein Eis.

So läuft das. Und das schöne Sprichwort »Kindermund tut Wahrheit kund« bröckelte, wankte – allein, gefallen ist es nicht.

Tante Gundel machte nämlich den verhängnisvollen Fehler, Tom auf einer Bank am Löwengehege auf ihren Schoß zu bitten, ihn an ihren imposanten Busen zu drücken und leicht spuckefädenziehend die Frage zu stellen:

»Hast du denn die Gundel lieb?«

Tom sagte wahrheitsgemäß: »Nein.«

Tante Gundel gab ihm eine zweite Chance und tat, als sei sie schwerhörig:

»Wie bitte?«

Also sprach Tom lauter.

»NEIN!«

»Aber Tom«, sagte Tante Gundel mit gespieltem Lächeln, »so was sagt man doch nicht.«

Gedacht aber hat sie definitiv: »Verzogener Saubengel, von mir erbst du keinen Cent!«

Auch ich sagte mit gespielter Strenge:

»So was sagt man wirklich nicht, Tom!«

Und dachte: »Yeah! Das ist mein Sohn! Scheiß aufs Erbe!«

Bei den Affenkäfigen redete ich ihm dann allerdings doch noch ins Gewissen:

»Tom, so unhöflich darfst du wirklich nicht sein.«

»Wenn's doch stimmt.«

»Ja«, wand ich mich, »aber, Tom, man sagt das ... nicht so direkt.«

Am Ausgang des Tierparks ging Tom dann schnurstracks zum Ticketschalter, und ich hörte noch, wie er meinte:

»Ich wollte nur sagen, ich bin ... nicht so direkt fünf.«

Tante Gundel reiste noch am selben Tag ab. Und ich war sehr stolz.

Ob sich Gundel noch an diese Begebenheit erinnert, werden wir bei ihrem jetzt anstehenden Besuch sehen. Ich allerdings weiß, dass mich die Sache noch lange beschäftigt hat, obwohl sie letztlich banal und wohl allen Eltern in der einen oder anderen Form bekannt ist. Trotzdem: Das Sprichwort kommt nicht von irgendwoher. Kinder lügen nicht – sie lernen es, im Elternhaus, im Kindergarten, in der Schule.

»So was macht man nicht«, wurde auch mir, als ich klein war, immer wieder und deutlich zu verstehen gegeben.

Wie auch immer. Ich wurde ein guter Schüler, und irgendwann in der Pubertät konnte ich dann flunkern,

dass sich die Balken bogen; ich kam ganz gut durch damit. Die Einzigen, die meine Lügen immer durchschauten, waren meine Eltern. Folgende drei Sätze, zum Beispiel, haben nie funktioniert:

1) »Das war vorher schon kaputt.«

2) »Ich übernachte bei 'nem Kumpel, Mutter.«

3) »Das sind echt nur so Pflanzen, Papa.«

Meine Eltern durchschauen mich übrigens bis heute, sie sind, was mich betrifft, lebendige und unfehlbare Lügendetektoren.

Hoffentlich bin ich das auch mal, wenn Tom »ausgelernt« hat.

St. Martin auf Umwegen

Mein Sohn Tom bringt immer wieder sprachlichen Unrat von der Schule mit nach Hause. Das reicht von Schimpfwörtern über schmutzige Reime bis hin zu völlig unverständlichen Slangausdrücken. Erstere werden von mir geahndet, Letztere lassen mich fassungslos zurück.

Tom sagt Dinge wie »Pupsbacke« oder »Windelgesicht«. Ich verbiete ihm das. Tom sagt, dass in der Schule alle so reden. Ich sage, dass das kein Grund ist und was denn seine Lehrerin dazu meint. Tom sagt: »Ach die, die ist doch total Moped!« Wie bitte!? Wenn Tom besonders witzig sein will, sagt er: »Papa, sag mal Klettergerüst.«

Ich: »Klettergerüst.«

Er: »Du hast 'ne nackte Frau geküsst.«

Dann lacht er sich kaputt. Worauf ich sage, dass nackte Frauen küssen toll ist, besonders, wenn es sich um seine Mutter handelt.

Tom sagt: »Argh!«

Ich frage, ob die Mama auch »total Moped« sei.

Tom: »Die doch nicht, die ist schlock.«

Verstehe das, wer will.

Letztens hat Tom nun ein schlimmes Lied von der Schule mit nach Hause gebracht, eine unflätige Verballhornung des St.-Martins-Liedes.

Bevor sich jemand aufregt ... ich kann da nichts dafür. Kinder sind so oder die Schule ist dran schuld oder weiß der Geier. Von mir hat er das jedenfalls nicht.

Aber ich muss zugeben, dass ich das Verhohnepiepeln gerade von Liedern oder Gedichten spannend finde, denn sie entstehen wie aus dem Nichts, sie sind einfach irgendwann da, keine Ahnung, wer sich die ausdenkt.

Ein Beispiel: Vor längerer Zeit – noch im Kindergarten – sollte Tom ›Leise rieselt der Schnee‹ singen. Natürlich sang er:

»Leise rieselt die Vier / auf das Zeugnispapier / hör nur wie lieblich es schallt / wenn Papas Ohrfeige knallt!«

Unfassbar! Tom war im *Kindergarten!* Er hatte keine Ahnung, was ein »Zeugnis« überhaupt sein könnte, geschweige denn, dass er je eine Ohrfeige von mir erhalten hat. Aber das Lied war da, das habe ich als Kind sogar schon gesungen.

Wahrscheinlich sind die Verballhornungen so alt wie die Originale selbst, die Frage lautet demnach:

Wer bringt sie den Kindern immer wieder bei (wenn ich es nicht bin)?

Und das Fatale daran ist: Man behält die Umdichtungen besser im Gedächtnis als das Original, Schillers »Bürgschaft« zum Beispiel:

»Zu Dionys, dem Tyrannen schlich / Damon, den Dolch im Gewande ...«

Noch heute kommt mir als Erstes der legendäre Reim in den Kopf: »Was willst du mit dem Dolche? Sprich! / Kartoffeln schälen, stör mich nicht.«

Habe *ich* als Kind von der Schule mit nach Hause gebracht und mein *Vater* kannte es noch aus *seiner* Kindheit in den 50er-Jahren. Wo kommt das her?

Im Lexikon steht: Schillergedichte, aber auch Volkslieder, gehörten zur »Hochkultur«, ihnen käme von daher »Deutungshoheit« zu, also »Macht«. Man *müsse* sie auswendig lernen. Darauf reagierten die »Beherrschten«, also die Kinder, durch »Umdeutungen niederkultureller Art«.

So weit die Wissenschaft. Verballhornungen sind also »Machtkritik«. Toll, nicht?

Wobei das jetzt alles keine Entschuldigung sein soll für das schlimme St.-Martins-Lied, das Tom aus der Schule mitgebracht hat. Es muss neueren Datums sein, *ich* zumindest kannte den Text noch nicht. Festhalten und los geht's:

»Sankt Martin, Sa-hankt Martin, Sankt Martin ritt durch Pommes und Salat / sein Ross blieb stehn vorm

Cola-Automat. / Sankt Martin warf die Münze ein / und trank die Cola wie ein Schwein.«

Es tut mir wirklich schrecklich leid, aber Tom und seine Freunde haben das so gesungen. Und sie können Dutzende Strophen:

»Im Schnee – da, im Schnee – da, im Schnee – da saß ein reicher Mann / hat Kleider an wie Supermann.«

Es ist ja wohl die Höhe!

»Oh, hilf mir doch in meiner Not / und schmier mir ein Nutel-la-brot.«

Entschuldigung, aber bei aller gebotenen Machtkritik: Das will ich beim Martinsumzug dann doch nicht hören! Also habe ich die Nutella weggesperrt und mit Tom und den Jungs Hochkultur gepaukt, weil die nämlich wirklich »schlocker« ist:

»Ich geh mit meiner Laterne / und meine Laterne mit mir.«

Das ist in sich schlüssig. Und das kann keiner verballhornen.

Tom: »Der Umzug ist doch total Moped!«

Ich: »Nein, mein Sohn, der ist Rabimmel Rabammel Rabumm!«